

Die Zeitschrift

Nr. 6

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Der Ausweg.

Erzählung von Ernst Preczang.

Molten stand am Bett und hielt die Finger auf die Lider des Toten gepreßt, während sich seine Augen auf den erregten Mann in der Tür richteten, der nur unverständliche, zornige Worte ausstieß und immer wieder die Faust nach den Fenstern hin schüttelte, wenn vom Flur her die schrillen, abgehackten Schreie der Frau klangen oder ein verstärktes Schluchzen in der Stammer ihn an die Verlassenheit der Kinder erinnerte.

In Molten mischte sich das alles zu einer einzigen grellen Disharmonie, und jeden Senfzer der Frau empfand er wie einen scharfen Nadelstich im Hirn. Zuweilen zuckte es in seinem mageren, blassen Gesicht, und in den Augen glommen seltsame Lichter auf. —

Nun wurde es für eine Weile still; nur das leise Weinen der Kinder war hörbar.

Er fragte: „Ist da keine Nachbarin, die sich der Kleinen annehmen könnte?“

„Meine Frau muß bald kommen,“ antwortete der andere. „Die wird die Kinder schon still kriegen.“

„Vielleicht ist sie schon da. Ich höre draußen jemand sprechen.“

Der kleine Mann horchte auf und öffnete eilig die Tür: „Bist Du da, Martha?“

„Ja, Hermann.“

Eine zarte, schwächliche Frau, mit hellen, grauen Augen führte langsam und in liebevollem Zureden die Gattin des Toten herein, nickte dem Doktor zu, führte sie in die Stammer und veranlaßte sie, sich aufs Bett zu legen. Dann plauderte sie leise mit den Kindern; ihr Weinen verstummte; es wurde ganz still, und nur das gedämpfte Plätschern des Regens auf dem Fensterblech war hörbar.

Der Schwager des Toten atmete tief auf, ein freundiges Leuchten ging über sein Gesicht: „Ja, wo sie hinkommt, wird's gleich muckstill. Ich weiß nicht, wie das kommt. Mir ist das nicht gegeben.“ Er schüttelte verwundert und stolz den Kopf.

Molten fiel seine Sprechstunde ein. Er sah nach der Uhr. Na, das Wartezimmer sah gewiß schon wieder voll. Er besprach die notwendigen Formalitäten mit dem anderen und entfernte sich.

Als er die Treppe hinabstieg, glaubte er noch immer die abgehackten Schreie der Frau zu hören. Sein Kopf war wie mit einer schweren fremden Last erfüllt, und sein Nacken beugte sich. Erst als er wieder auf dem Stuhl saß und durch

den strömenden Regen nach Hause fuhr, wich der fürchterliche Druck ein wenig von ihm. Ganz konnte er ihn nicht abwerfen. Der Tote war ja erlöst von allen Leiden. Aber die Witwe? Die Kinder? Was wurde aus ihnen? Und überhaupt aus der Jugend, die in dieser vergifteten Atmosphäre ihr Leben zu bauen begann? Fabrikfütter.

„Lieber ersäufen . . .“

Ja, hatte der alte Arbeiter denn nicht recht?



Am Tor des Städtchens.

Oder gab es noch einen anderen Ausweg aus diesem dunklen Labyrinth, in dem seine Gedanken nun seit Monaten umherirrten?

Wenn es einen Ausweg gab, durfte man nicht müde werden, danach zu suchen.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Als Molten aus seinem festen Schlafe erwachte und sich erkob, hingen noch die grauen Nebelhauben über den Dächern. Die Schleier sankelten in den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, deren gedämpftes Feuer sich immer mehr erhellte und endlich klar und siegreich den dunst-erfüllten Morgen durchbrach.

Molten atmete tief am offenen Fenster und meinte, mit seinen Händen die Kraft

greifen zu können, aus der Mut, Freude, Kampfeslust und Gesundheit für alle zu erlangen wären. Man brauchte nur die Lungen mit dem frischen, herben, giftfreien Saft dieses Oktobermorgens zu füllen, und Zwerflicht und Selbstvertrauen kamen von selbst aus ihren Schlupfwinkeln, wo sie sich vor dem Lärm und den traurigen und brutalen Ereignissen des Alltags schon verkrochen hatten.

Während er sich ankleidete, dachte er: wieviel schon wäre gewonnen, wenn ein jeder reine, unverfälschte, unvergiftete Luft genießen könnte. Wenn allen Organen genügend Zeit würde, sich von den unvermeidlichen, krankmachenden Einflüssen zu erholen. Wenn die aufbauende Tätigkeit des Nistes nicht immer wieder durch Kreuzt würde von Dingen und Zuständen, die zu ändern nicht in seiner Macht lag.

Wenn wenn. —

Draußen gab schon wieder einer dem anderen die Tür in die Hand; es trampelte und idyllisierte den Flur entlang und Schritt um Schritt verballte im Wartezimmer.

Es war gedrängt voll, als er um acht Uhr die Sprechstunde begann, und bis zehn Uhr wechselten die Patienten unaufhörlich. Die Kälte war noch größer als sonst; denn an den Sonntagen kamen vornehmlich die arbeitsfähigen Kranken, die keinen Stundenlohn einbüßen wollten und die Sorge um ihre Gesundheit zurückdrängten, bis die Zeit es zuließ, sich darum zu kümmern.

So war der Anblick des Wartezimmers an den Sonntagen im ganzen weniger furchtbar als an den Wochentagen, aber Doktor Molten fand häufig, daß die Patienten das Bedenkliche ihres Zustandes unterschätzten oder dessen Bedeutung zu bemängeln trachteten. Alle ihre Sorge und Furcht kreifte fast stets um das Einkommen, das nicht vermindert werden durfte, wollten sie nicht noch größere Entbehrungen ertragen als gewöhnlich. Seine Haltung aber wurde von der Ansicht bestimmt, daß man vorbeugen müsse; daß manche Krankheit sich im Entstehen beseitigen lasse, wenn der Patient der Fabrikatmosphäre auf einige Zeit entzogen werde.

Unter den letzten Patienten befand sich eine junge Frau, die verlegen und mit mühsam versteckter Angstlichkeit das Sprechzimmer betrat. Ihr langer, magerer Oberkörper beugte sich vor; der Kopf auf dem dünnen, gelblichen Hals bewegte sich unruhig, und die trüben, feuchten Augen, welche seltsam groß aus dem

blaffen Gesicht hervorblickten, wagten nicht, den Arzt anzublicken.

„Nun, Frau Helmer?“

Sie legte mit schlecht beherrschter Hand einen Krankenschein auf den Schreibtisch und stieß hastig heraus: „Ich bin nun gesund, Herr Doktor.“

Er sah überrascht auf; sie wandte die Augen fort. Er wies ihr mit einer Handbewegung einen Stuhl an. Sie setzte sich auf den äußersten Rand, wie jemand, der keine Zeit zu verlieren hat und im nächsten Augenblick wieder aufspringen wird.

„Ja!“ Sie strich mit bebenden Händen an ihrem Rock hinunter. „Ja, wirklich, Herr Doktor.“

„So plötzlich, Frau Helmer?“

„Ja. Es kam so auf einmal — und alles war weg. Schmerzen und —“

„Auch der Husten?“

„Ja, der — der Husten ist auch weg.“

„Ganz?“

Sie nickte hastig, holte ein Taschentuch aus dem Kleide, strich sich über das heiße Gesicht, das nun ein paar rote Flecke zeigte, und zerknüllte das Tuch in der Hand, um es gleich darauf vor den Mund zu pressen.

Kolten wartete. Er sah im Schreibtisch, selbst ein wenig zusammengesunken, und verfolgte mit seinen tiefliegenden Augen jede ihrer Bewegungen.

„Sollten Sie sich nicht irren?“

Sie schüttelte hastig den Kopf und rüdte unruhig auf dem Rande des Stuhles hin und her. „Manchmal — ja manchmal spür ich ja noch etwas — ich meine, es kratzt 'n bißchen in der Kehle, und ich huste dann wohl auch noch mal. Aber nicht lange. Bloß so. Hat nichts mehr zu sagen.“ Sie gab sich einen Ruck und sagte tief aufatmend und mit einem Versuch, sorglos zu lachen: „Mir fehlt rein gar nichts mehr. Ich kann gut wieder arbeiten.“

„Arbeiten?!“ Es klang fast heftig. Und dann sehr milde: „Wollen wir nicht noch ein paar Wochen damit warten, Frau Helmer?“

In ihren großen Augen spiegelte sich deutlich ein Schreck: „Wochen?“

„Sagen wir vorläufig: Tage. Bierzehn Tage etwa.“

„Und dann?“

„Werden wir weiter leben.“

Sie sah vor sich nieder, beide Hände um das Taschentuch gedrückt und sagt leise: „Ich war gestern schon . . .“

„Was?“ Er richtete sich zornig auf. „Sie haben gestern gearbeitet? Das durften Sie ja gar nicht, Frau Helmer! Ohne meine Erlaubnis nicht!“

Ihre Stimme zitterte: „Ich wollte bloß mal seh'n, ob es geht. O, es geht schon ganz gut, Herr Doktor.“ Und setzte hastig hinzu: „Ich möchte Sie bitten, mich von gestern an gesund zu schreiben.“

„Nein. Das darf ich natürlich nicht. Nach meiner festen Ueberzeugung sind Sie noch sehr — ich meine, sind Sie noch nicht ganz auf dem Füssen und müssen sich schonen und pflegen.“

„Wovon?“ In ihre Haltung kam es wie Feindseligkeit und Trotz.

„Nun, da ist zunächst die Krankenkasse, die Ihnen einige Stärkungsmittel liefert, nicht wahr? Ich habe Ihnen zum Beispiel zwei Liter Milch täglich verschrieben.“

„Die brauchen meine Kinder nötiger als ich.“

„Sie haben die Milch den Kindern gegeben?“

Frau Helmer antwortete nicht, sah trotzig auf das Taschentuch im Schoße.

„Ja, dann —“ Er schob den Federhalter auf dem Krankenjournal hin und her. „Haben Sie nicht einige Eriparnisse —“

Sie lachte auf. Er errötete und sagte verlegen: „Oder — Verwandte — besser situierte — oder —“

„Ich habe bloß meine Hände, Herr Doktor!“

Er beugte sich tiefer über das Journal und murmelte: „Man könnte sich an wohlthätige Stiftungen wenden oder auch —“ er hob den Kopf — „wenn es nicht anders geht, Frau Helmer, an die Armendirektion.“

„Nee.“ Sie streckte ihm die gespreizte Hand entgegen. „Betteln kann ich nicht und will ich nicht. Das wär's letzte. Und was kommt auch groß dabei raus, Herr Doktor? Man kriegt ein paar Mark hingeschnitten und muß sich klein machen und nachdem ist's doch wieder die alte Leier. Nee. Mir hilft bloß eins: arbeiten! Dann bring ich mich und meine Kinder durch. Bitte, Herr Doktor, schreiben Sie mich doch gesund.“

Sie ergriff seine Hand und drückte sie heftig.

„Wissen Sie auch, was Sie von mir verlangen, Frau Helmer? Eine Lüge.“

„Um etwas Gutes kann man auch schon mal lügen, Herr Doktor.“

Er schüttelte den Kopf: „Es ist nicht gut. Wenn Sie jetzt zu arbeiten beginnen, so wird es nicht lange dauern und Sie kommen von neuem zu mir. Wahrscheinlich sehr viel schlechter als jetzt. Und dann, Frau Helmer? Dann haben wir doch erst recht wieder die alte Leier, nicht wahr?“

Sie sah mit ihren großen, trüben Augen gerade vor sich hin: „Darauf muß ich es ankommen lassen.“

Er fühlte, wie sich in seinem Kopf wieder die Schwere, die ihn gestern gepeinigt, ausbreitete. Wie das Gefühl einer dumpfen Macht- und Mitleidigkeit den Leiden gegenüber sich von neuem erhob und höhnisch seiner Kunst, seinem guten Willen zu spotten begann. Er stand auf und trat ans Fenster. Die Sonne spielte in den blattarmen Zweigen der Bäume und erfüllte die Straße mit goldigem Licht. Sonntäglich gekleidete Arbeiter gingen langsam, den hellen Tag genießend, vorüber. Andere standen in ihrer Arbeitskleidung, dumpf und stumpf vor sich hinstarrend, vor der Haustür oder schlurften in Pantoffeln zur nächsten Kneipe. Frauen, nervös und geheizt wie immer, eilten über das Pflaster, um noch in den Läden anzukommen, ehe diese geschlossen wurden. Kinder jagten in ganzen Rudeln vorüber, spielend und lachend und lärmend.

Kolten kehrte sich zu seiner Patientin: „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Frau Helmer. Sie bleiben den Winter über zu Hause —“

„Was?!“

„Ruhig doch. Hören Sie erst. Wir kurieren Sie nach Möglichkeit aus, sehen zu, wo wir Unterstützungen für Sie und Ihre Kinder erlangen — ich will Ihnen dabei behilflich sein. Wir melden Sie ferner zur Aufnahme in eine Heilstätte an. Dann werden Sie, denke ich, gerade den schönen Frühling und einen Teil des Sommers bei guter Pflege und in reiner Luft zubringen können.“

„Und meine Kinder?“

„Dafür wird sich auch ein Unterkommen finden lassen. Wer sieht denn jetzt nach ihnen, wenn Sie außer dem Hause sind?“

„Vormittags kuckt eine Nachbarin mal dazu. Mittags bin ich da und nachmittags ist meine Kellerte aus der Schule zu Haus und paßt auf die Kleineren.“

„In der Weise ginge es dann ja natürlich nicht.“ sagte Kolten und überlegte.

Frau Helmer hielt beide Hände fest um das Taschentuch im Schoße gepreßt und sah mit großen, starren Augen auf die gegenüberliegende Wand: „Wenn ich die Kinder nicht bei mir habe,

wird es bloß noch schlimmer mit mir. Das weiß ich gewiß —“

„Aber —“

„Nee, nee, Herr Doktor. Ich möcht's auch sonst nicht.“

„Warum nicht?“

„Ich hätt' Angst, daß ich das Arbeiten verlerne.“

„Nun, das —!“ Kolten wehrte den Einwand mit einer Handbewegung ab.

„Ja, ja. Ich brauch jetzt schon manchmal meine ganze Kraft, um bei der Stange zu bleiben.“

„Daran ist eben Ihre körperliche Schwäche schuld, die wir ja gerade beheben wollen.“

Sie schüttelte den Kopf und sann.

„Und wenn man nun zurückkommt und man ist wirklich — aber ich glaube nicht dran, Herr Doktor —“

„Doch, doch. Bekräftigt sind Sie jedenfalls.“

„Na, und wenn schon. Ich muß wieder an meine alte Arbeit, nicht? Muß wieder in das dunkle, nasse Loch von Wohnung, wo ich jetzt haue; muß essen, was ich jetzt esse. Ich habe ja recht davor, Herr Doktor, weil ich dann immerzu den Unterschied spüren werde. Hundertmal schlimmer wird mir alles vorkommen. Und wenn ich eine Weile wieder drinsitze in all dem, dann — wie lange wird's denn dauern? Ist die alte Leier wieder da.“

„Sie sehen so sehr schwarz, Frau Helmer.“

Sie sah ihn mit ihren großen, trüben Augen lange an und sagte ruhig: „Ich hab das schon oft gesehen, Herr Doktor, und Sie können glauben: es ist viel schwärzer, als das einer sagen kann. Mit Medizin und so ist da wenig zu machen. Kein Doktor kann uns helfen. Denn wie wir uns auch drehen und wenden, es kommt immer wieder auf eins raus: arbeiten! Arbeiten, bis man auf die Nase fällt!“

„Und dann? Ihre Kinder?“

„Dann sorgt die Stadt dafür oder der Staat — aber erst müssen wir uns mal ruinieren.“ Sie war aufgestanden und sah zu Boden: „Das heißt — ich möcht sie nicht zurücklassen, und wenn ich spüren tät, es geht zu Ende — geht wirklich zu Ende — dann: alle zusammen! Alle zusammen!“

Doktor Kolten stand hinter seinem Schreibtisch und hielt die Lehne krampfhaft mit beiden Händen gepackt. Da lag nun also das Krankenjournal mit den gewissenhaft eingetragenen Beobachtungen, und dort, über dem Schreibtisch, hing ein Regal mit Büchern, in denen der feinste Extrakt langjähriger wissenschaftlicher Erfahrungen aufgespeichert war — und all dies schien ihm in diesem Augenblick höchst nutzlos und überflüssig und verböhnend. Oder konnte man aus all dem Schreibwerk trockene, helle Wohnungen, gute Nahrung, vernunftgemäße Arbeitsbedingungen stampfen? Hier war ein Leben, das in nicht allzu ferner Zeit zusammenbrechen mußte, wenn man es nicht löste aus den alten Daseinsbedingungen, — das wahrscheinlich auch dann nicht mehr zu retten wäre, weil es schon viel zu lange festgehalten worden war in ihnen, das aber vielleicht zum Glück der Kinder noch einige Jahre hingehalten werden konnte, wenn

„Schreiben Sie mich gesund, Herr Doktor.“

Er mußte anlachen.

Sie blickte erstarrt, verlegen.

„Entschuldigen Sie“ — er strich sich über das Haar — „aber es klang fast komisch in meine Gedanken hinein. Gesund schreiben — schreiben! wollte Gott, Frau Helmer, ich könnte Sie mit einem Federstrich gesund machen.“ Und dann nahm er den Federhalter und legte auf den Krankenschein den Vermerk: „Versuchsweise arbeitsfähig.“

Sie griff in freudiger Hast nach dem Schein: „Tausend Dank, Herr Doktor!“

Er antwortete mir mit einer abwehrenden Geste und reichte ihr die Hand zum Abschied.

Im Wartezimmer saßen noch zwei Patienten. Sie wurden erst abgefertigt, nachdem sie sich mit Husten und Niesescharren bemerkbar gemacht hatten.

Dann lehnte er sich in den Sessel zurück und schloß die Augen. Die Sonne schien voll ins Zimmer herein, blühte auf der Goldschrift der Buchrücken und funkelte um die Operationsmesser, Scharren und Pinzetten.

Die Mutter, fertig zum Ausgehen angekleidet und ein Gesangbuch in der Hand, trat ein. Er war sofort wach: „Wilst Du zum Kirche?“

„Ja. Wir haben den lieben Herrgott schon zu lange vernachlässigt, glaube ich.“

Er sah auf das goldene Kreuz des Gesangbuches, das nun auch im Sonnenschein blühte, sah in das alte, gelbliche Kätzchen der Mutter und sagte unwillkürlich aus seinen Gedanken heraus: „Du hast auch wenig Freude in Deinen alten Tagen.“

Sie nickte heftig: „Dah weiß Gott, mein Junge. Aber nun es Dir aufzufallen scheint, hoffe ich, daß es besser wird. Du hast Dich in den letzten Jahren wenig um mich gekümmert. Emil. Oder es schien doch so.“

„Ja. Es schien nur so.“

„Und auf Dich hast Du schon gar keine Mühe genommen. Aber heute wirst Du ruhen, nicht wahr?“

Er zog die Uhr. „Am Nachmittag, ja. Zeit muß ich natürlich erst die Hausbesuche erledigen.“ Und ganz unvermittelt fügte er hinzu: „Kennst Du Frau Helmer?“

„Die große magere Frau? Ja, ich sprach früher zuweilen mit ihr.“

„Sie ist krankenkrank und arbeitet. Hat, glaube ich, drei oder vier Kinder. Es müßte etwas für sie geschehen. Am besten wär's, sie käme ganz los von der Fabrikarbeit. Weißt Du nichts?“

Sie schüttelte den Kopf: „Wer nimmt eine krankenkranken Frau ins Haus, Emil?“ „Ach meine Unterstützung -- irgendwie.“ -- „Wo soll ich anknöpfen? Es lohnt wirklich nicht, Emil. Ich habe es früher ja öfter versucht. Es ist demütigend und -- meistens vergebens.“

Er starrte auf das funkelnde Kreuz: „Die Frau ruiniert sich, geht zugrunde.“

„Gott, wie die Menschen aber auch miteinander leben, Emil!“

„Ja.“ Er nickte und blickte sie mit seinen seltsamen Augen an: „Wie sie leben -- leben müssen -- das ist es eben.“

Sie sah ihn forschend ins Gesicht: „Du gefällst mir ganz und gar nicht, Junge.“

Er nahm einen leichten Ton an und sagte lächelnd: „Aber ich habe mir doch gestern den Bart schneiden und das Haar scheren lassen.“

„Dummer Junge. Mich täuschst Du nicht -- glaub nur ja nicht.“ Sie stand noch einen Augenblick vor ihm, sah ihm in die Augen und sagte leise: „Ich will für Dich beten.“

(Zweit folgt.)

Bergwald im Raubreif.

Du bist so still, mein trauriger Wald,
In deiner wunderbaren Zier;
Ob keines Vögleins Lied erschallt,
Du scheinst ein blühendes Revier.

Dein jüngster Strauch, dein höchster Baum
Hat ngetan ein strahlend Kleid
Und träumt in Ruhe süßen Traum
In seinem funkelnden Geschmeid.

O Märchenpracht, o Zauberreich!
Du schenkst auch Ruh und Träume mir.
Wie bist du hold, wie bist du reich!
Allein die Farben fehlen dir.

Doch träume nur, bis Lenzeslust
Dich weckt mit junger Liedermacht;
Du bist so schön in Reif und Duft,
Doch schöner noch in Frühlingspracht!

Robert Schumann

?

Grundwasser und Quellen.

Von Gg. Engelbert Graf.

Das Wasser als schöpferisches, belebendes Element war schon auf einer frühen Kulturstufe der Menschheit Gegenstand tief religiöser Verehrung und Anlaß zu den mannigfaltigsten Mythen und Sagen, von denen sich ein großer Teil sogar bis in unsere aufgeklärte Gegenwart hinübergerettet hat. An den Quellen, besonders da, wo das Wasser aus geheimnisvoller Tiefe zutage tritt, walteten nach dem Glauben unserer Vorfahren wohlthätige Nymphen und Quellgeister, hier befanden sich heidnische Opferstätten, über denen sich nicht selten später christliche Kirchen erhoben. Wie oft hat man bei Arbeiten an Quellen Münzen, Ringe oder andere wertvolle Gegenstände gefunden, die der Aberglaube heute noch hier zum Opfer bringt; wie manche Quelle -- z. B. die von Lourdes in Frankreich -- spielt im christlichen Kult heute noch eine Rolle! Und ist nicht das Märchen, daß die kleinen Kinder aus dem

Munderbrunnen, aus dem Quellteich kommen, auch ein letzter Ausklang des Quellenmythus der Alten? Die Allgemeinheit wußte sich Entschuldigend und Vorhandensein des Wassers nicht zu denken und griff deshalb, solange die Wissenschaft nicht ihr entscheidendes Wort gesprochen hatte, zu übernatürlichen Erklärungen.

Trotzdem gab es schon in sehr früher Zeit eine Anzahl scharfsinniger Denker, die auf natürlichem Wege das Wesen der Quellen und den Kreislauf des Wassers zu ergründen suchten. Der griechische Philosoph Plato war der Ansicht, alle Ströme der Erde fließen zusammen in einer großen Ozeanung, dem Tartarus; von hier würden sie durch eine geheimnisvolle Straßte in die Gebirge emporgeräumt und brächen als Quellen hervor, um dann auf verschiedenen Wege wieder zu dem gemeinsamen Ursprung zurückzukehren. In etwas abgeänderter Form ist diese Symbolik noch durch das ganze Mittelalter bis in die Neuzeit hinein. Unser erstes Bild gibt eine Illustration dieser Ansicht aus einem physikalischen Buch vom Anfang der Neuzeit. In dem hell schraffierten Strömen eilt das Wasser dem Meere zu. Dort wird es von Strudeln in die Tiefe gezogen, fließt unterirdisch weiter und wird unter dem Einfluß der antreibenden Erdwärme wieder in die Berge geweht, die große, als Reservoir dienende Hohlräume darstellen. Auf dem Wege ist das unterirdische Rückströmen des Wassers von den Strudeln aus in die Berge durch oberflächliche dunkle Schraffierung angedeutet. Von kauenartig springt das Wasser in den Bergen auf und tritt dann aus den Öffnungen an den Hängen in Gestalt von Quellen wieder aus Licht. Unter anderem stützen auf dieser Ansicht die die Rolle des Wassers in der Erde etwa mit der des Blutes im menschlichen Körper verglich. Die bekannten Naturphilosophen Athanasius Kircher und Descartes. Im Gegensatz zu ihnen standen eine Anzahl anderer Gelehrter, die von einer anderen Erklärung des Quellenproblems durch Aristoteles ausgingen. Danach verdichtet die in den Hohlräumen der Erde herrschende

Stille die darin enthaltene Luft eine Theorie, die von der Beobachtung ausging, daß gasförmiger Wasserdampf sich bei Abkühlung in flüssiger Form niederschlägt -- zu Wasser, dann Quellen und Abfließen. Alle diese und ähnliche Hypothesen gründeten sich fast ausschließlich auf rein philosophische Spekulation, nicht auf Naturbeobachtung und Experiment. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts stellten die französischen Physiker Deshayes und Mariotte, der Prior eines benediktinischen Klosters, die Quellenforschung auf eine wissenschaftliche Grundlage. Besonders dem letzteren verdanken wir den experimentellen Nachweis, daß die Hauptmasse des Quellwassers eingedicktes Regen- und Schneewasser ist, das im Anschluß an den geologischen Aufbau eines Gebietes und auf Grund bestimmter physikalischer Gesetze den Weg zur Erdoberfläche zurück findet.

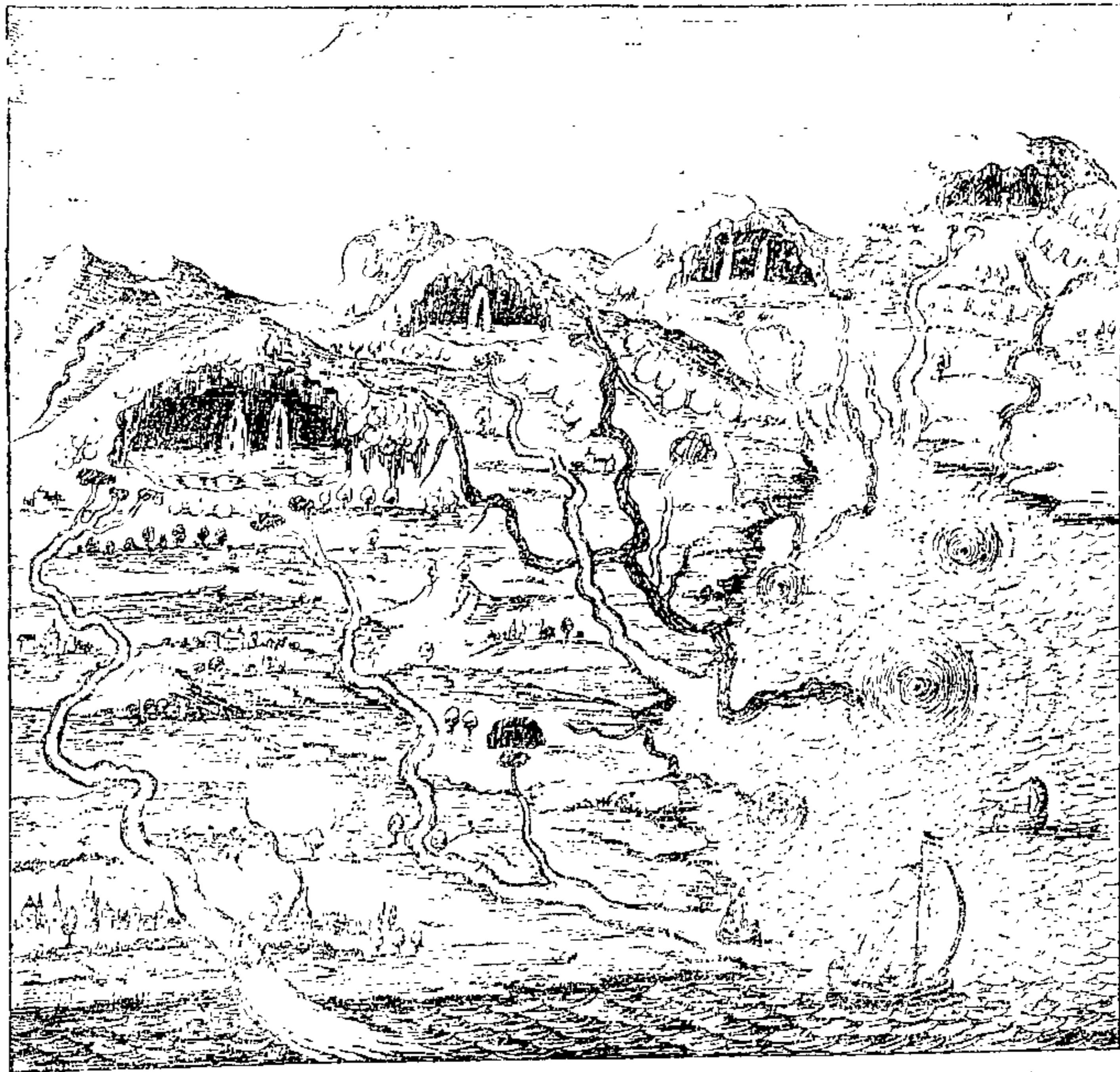


Abb. 1. Der Kreislauf des Wassers und die Entstehung der Quellen nach der Ansicht A. Kirchers. (Nach einem Holzschnitt aus dem 17. Jahrhundert.)

Waldboden fast durchgängig tiefer als im benachbarten walddosen Gebiet. Nur an den Abhängen der Gebirge halten die feinen Wurzeln das abfließende Regen- und Schmelzwasser zurück. Dagegen übt im flachen Land der „saugende“ Wald auf den Boden eine direkt drainierende und austrocknende Wirkung aus.

Zu der Ebene besonders ist das Grundwasser für die Wasserversorgung des Menschen von großer Bedeutung. Quellen lassen sich da nur in seltenen Fällen fassen und auf größere Entfernungen hin leiten. Auf dem Land begnügt man sich meist damit, Brunnen in das Grundwasser zu senken; größere Städte saugen es durch Filteranlagen in Reservoirs und lassen es von da durch Wasserleitungen den Bewohnern zugehen. Seitdem man erkannt hat, daß die Erreger vieler infektiöser Krankheiten durch das Grundwasser verbreitet werden, wird dieser Art der Wasserversorgung eine erhöhte sanitäre Aufmerksamkeit geschenkt. Manche gefährlichen Bakterien, z. B. Cholera- und Typhusbazillen, gedeihen am besten bei sinkendem Grundwasserspiegel; die Erdschichten sind dann zwar noch feucht, enthalten aber größere Mengen Luft und damit mehr Sauerstoff, der die kleinen Lebewesen sich außerordentlich schnell vermehren hilft; daher hören wir von Epidemien hauptsächlich im Spätsommer und frühen Herbst. Auch die Durchlässigkeit der oberen Bodenschichten spielt bei der Verbreitung der Bakterien eine große Rolle. Grober Sand oder Mieschichten lassen sie sehr leicht durch, weshalb z. B. in Dresden das Wasser vor der Verwendung sehr sorgfältig filtriert werden muß; dagegen hält feinsandiger Untergrund die Schädlinge zurück, wirkt also wie ein überaus feinnaschiges Sieb, infolgedessen sind im Gebiet der Odeniederung, z. B. in Breslau, Seuchen, die auf Grundwasser zurückgeführt werden müssen, sehr selten.

Man spricht in der Fachliteratur von Grundwasserströmen. Dadurch hat sich vielfach bei Laien die Meinung herausgebildet, als ob das Grundwasser analog dem oberirdischen Flußnetz verbreitet und in Bewegung befindlich sei. Das ist aber ein Irrtum. Allerdings ganz ohne jede Bewegung ist das Grundwasser selten, weil die Unterlage, auf der es sich sammelt, nur vereinzelt ganz horizontal lagert oder die Form einer flachen Mulde hat. Zerstört wird es immer das Bestreben haben, die tiefsten Stellen des Geländes zu erreichen und der Neigung der unterlagernden Schichten entsprechend seinen Weg nehmen. So strömt es von den Hängen eines Tales dessen Sohle zu, und in dem Talboden läuft es in der Regel in der Richtung der oberirdischen Gewässer ab. Die Bewegung selbst aber ist sehr gering und vollzieht sich nicht in einem bestimmten Bette, sondern ist über ganze Flächen verteilt.

Eine Ausnahme von dieser Regel bilden oft die Gegenden, deren Oberfläche von stark porösem, wasserundurchlässigem Kalk gebildet ist; darin versickern nicht allein die atmosphärischen Niederschläge, sondern auch Quellen, Bäche und Flüsse, die in Trichtern, Spalten oder sieb-

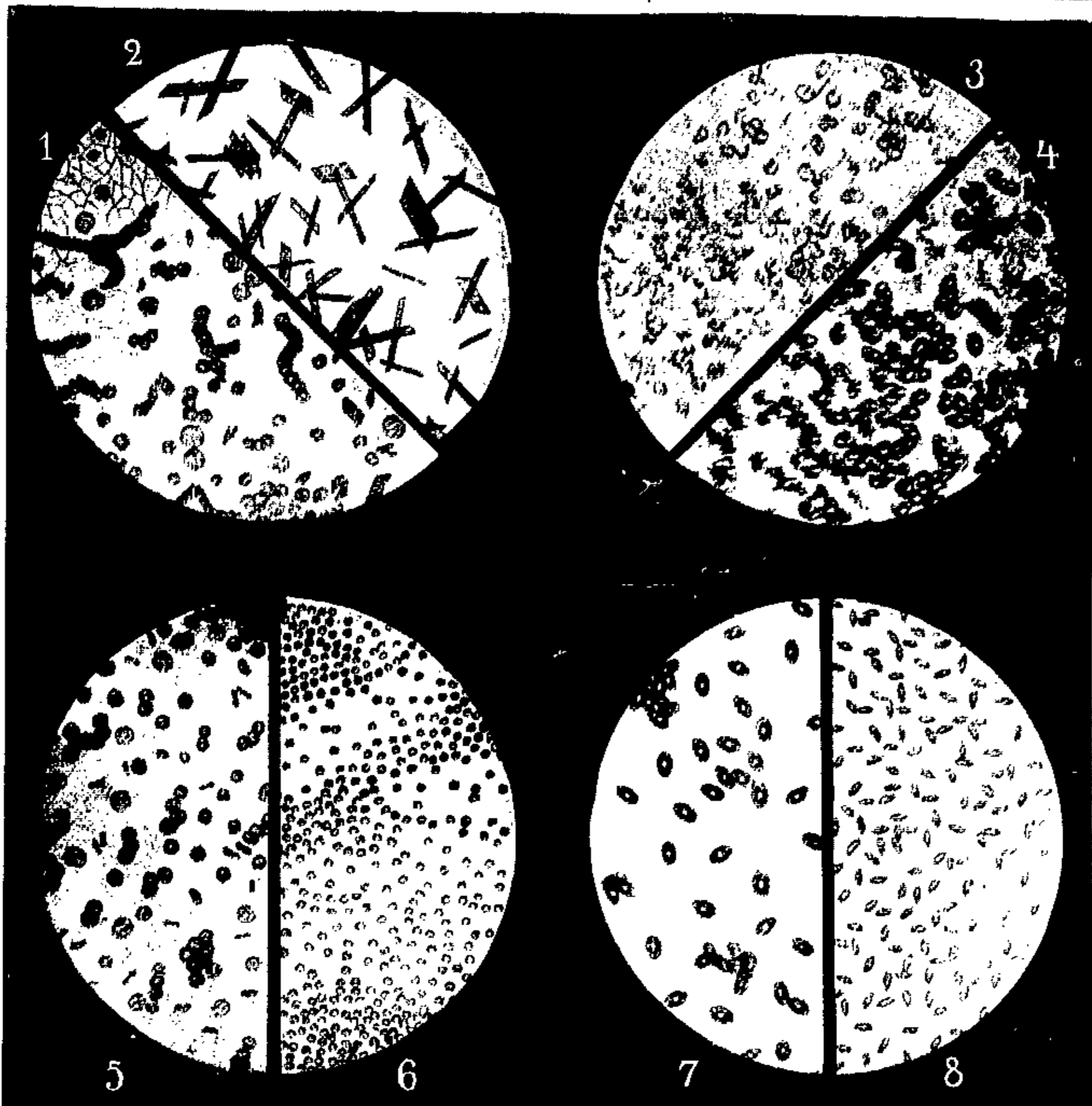
artigen Öffnungen versinken und unterirdisch ihren Lauf weiter nehmen. Da der Kalk leicht löslich und zerstörbar ist, graben sich die Gewässer unter der Erde in Höhlen auf dem undurchlässigen Grunde verzweigte Abflusssysteme und kommen am Rande des Kalkgebirges in Form gewaltig strömender Quellen — sogen. „Blutöpfe“, nach der Farbe des kalkhaltigen Wassers — zutage. Bekannt ist die in diesen Blättern bereits ausführlich besprochene Donauverfälschung zwischen Nuremberg und Tullingen. Ein ähnliches Beispiel im Kleinen bietet die Wilde Gera im Thüringer Wald und die Gegend von Paderborn (Abbildg. 3), wo unter den kalkigen Schichten der Kreide am Westabhang des Saargebirges eine ganze Anzahl von Bächen fließen, die die starken Quellen der altberühmten Stadt speisen. Wir haben es in solchen Fällen nicht mit eigentlichem Grundwasser und eigentlichen Quellen zu tun, sondern nur mit einem unter die Erde verlegten Flußnetz von beschränkter Dauer; denn es ist bloß eine Frage der Zeit, die Höhlengewölbe werden einbrechen und die Gewässer oberirdisch ihren Weg suchen.

(Schluß folgt.)

Blutnachweis.

Von P. M. Grempe.

Betrachten wir die Flüssigkeit, die wir mit Blut bezeichnen, so stellen wir bald fest, daß wir keinen einheitlichen Körper oder Stoff vor uns haben. Blut besteht nämlich aus einer Flüssigkeit, dem „Blutplasma“ oder „Blutserum“ und den darin schwimmenden Blutkörperchen. Viele Blutscheiben oder Blutzellen enthalten einen eisenhaltigen Farbstoff, nämlich das stark rot färbende Hämitoglobin. Die verhältnismäßig wenigen farblosen Blutkörperchen können hier außer Betracht bleiben. Stellt man Blut frei hin, so kann man bald



1. Frisches Menschenblut (in 500facher Vergrößerung). 2. Hämitkristalle aus einem Menschenblut gewonnen. 3. Auf einem Brett eingetrocknetes Hühnerblut. 4. An gleicher Stelle eingetrocknetes Menschenblut. 5. Frisches Menschenblut (in 300facher Vergrößerung). 6. Frisches Hühnerblut (in 300facher Vergrößerung). 7. Hühnerblut (in 300facher Vergrößerung). 8. Rameblut (in 300facher Vergrößerung).



Menschenblut (400 mal vergrößert).

Menschenblut-Kristalle (350 mal vergrößert).

Froschblut (400 mal vergrößert).

Hühnerblut (400 mal vergrößert).

einen Absonderungsprozess beobachten: es bildet sich der „Blutkuchen“, von dem sich eine gelbliche klare Flüssigkeit, das „Serum“, scheidet.

Um nun Feststellungen von wissenschaftlichem Werte zu machen, muß man schon ein Vergrößerungsmittel, also ein Mikroskop, zu Hilfe nehmen. Dieses Instrument gibt uns die Möglichkeit, die kleinen Körper in vielfacher Vergrößerung zu betrachten. Werfen wir durch das Mikroskop einen Blick auf das z. B. 400mal vergrößerte Menschenblut, so bemerken wir sofort, daß die Blutkörperchen gleichartig große, runde Form anweisen. Untersucht man Menschenblut einige Zeit nach der Entnahme aus dem lebenden Körper, so zeigt das Mikroskop die Blutzellen zum Teil noch einzeln, zum Teil nach Art von Geldrollen aneinandergerollt. Die Blutzellen, die schon unter Flüssigkeitsverlust leiden, machen sich durch ein zackiges, an ein Maulbeerblatt erinnerndes Aussehen bemerkbar. Gewöhnlich kann man dann auch schon am Rande die für Blut kennzeichnenden Sprünge beim Eintrocknen feststellen. Die etwas größeren (wenigen) Blutscheiben mit kernartigem Inhalt stellen die weißen Blutscheiben dar.

Wenn man jetzt daran geht, das mikroskopische Bild des Blutes von Menschen mit dem von Tieren zu vergleichen, so wird man bald unzweideutige Unterschiede erkennen. Gewiß ist es richtig, daß wir Blutkörper in jedem Blut finden. Gewiß ist es auch zutreffend, daß bei den Säugetieren die runde Form (mit Ausnahme des Geschlechts der Kamele) für die Blutkörperchen maßgebend ist. Aber schon die Größe der Blutscheiben macht ein deutliches Unterscheiden möglich. Mit den modernen technischen Hilfsmitteln können wir die Größe dieser kleinen Gebilde äußerst genau feststellen. Da man nun gefunden hat, daß der Mensch die größten Blutkörperchen hat, so ist schon dadurch die Möglichkeit gegeben, den grundlegenden Unterschied festzustellen. So wissen wir denn, daß Menschenblut einen Durchmesser von 0,008 Millimetern hat, während der Hund nur 0,007, das Schwein 0,0065, das Kind 0,0058, das Schaf gar nur 0,0045 Millimeter Durchmesser ihrer Blutscheiben aufweisen.

Es leuchtet also ein, daß die Gerichtschemiker im Kriminalprozess dadurch, daß sie den Geschworenen die photographierten mikroskopischen Bilder vom Blut des Tieres zeigen, das der Angeklagte geschlachtet haben will, das beste Beweismittel besitzen. Denn zum Vergleich hat man daneben das mikrophotographische Bild, welches von den Blutflecken gewonnen wurde, die man aus den Kleidern des Beschuldigten gewann. Natürlich brauchen die Blutflecke nicht nur an den Kleidern zu haften. So hat es schon Fälle gegeben, in denen das mit dem Blut des Getöteten besudelte Geld zum

Berräter wurde. Der Täter achtet gewöhnlich gar nicht auf die kleinen Blutflecken, die sich ja auch von den gewöhnlich schmutzigen Münzen des Verkehrs nicht merklich abheben. Um so wichtiger sind derartige Spuren für den Gerichtschemiker, der sie gewöhnlich auch auf den zum Morde benutzten Werkzeugen (Weil, Hammer, Messer usw.) findet.

Tritt ein Verbrecher mit der Behauptung auf, das in Frage stehende Blut stamme von Vögeln, so ist der Nachweis noch leichter, denn bei diesen Geschöpfen, wie auch bei den Amphibien, sind die Zellen nicht rund, sondern oval. Bei den Amphibien sind sie außerdem wesentlich größer, wie schon ein flüchtiger Blick auf die Mikrophotographie des Froschblutes zeigt.

Aber so leicht, wie bisher behandelt, ist für Kriminalfälle der Nachweis gewöhnlich nicht. Denn meist hat der Verbrecher versucht, das Blut von dem benutzten Weil usw. abzuwischen. Das Bild, welches wir auch bei der besten Vergrößerung erhalten, ermangelt also derjenigen Deutlichkeit, die zu einer Ueberführung wünschenswert ist. Oft kommt noch hinzu, daß die wenigen Blutspuren bei der Untersuchung schon recht alt sind, daß sie verunreinigt, ja chemisch beeinflusst unter den Vergrößerungsapparaten des Chemikers gelangen. Nicht selten leugnet der Beschuldigte überhaupt, irgendwie mit Blut etwas zu tun gehabt zu haben, so daß dann der vorsichtige Untersuchungsrichter alles, was irgendwie beweiskräftig sein kann, sammeln muß. So kommt es denn, daß häufig dem Gerichtschemiker die Geduldsarbeit überwiesen wird, auf schmutzigen Kleidern verdächtige Flecke mit der Lupe aufzusuchen oder gar sich mit dem Schmutz eingehend zu beschäftigen, den man dem Beschuldigten unter den Fingernägeln entfernt und sorgsam aufgehoben hat.

Der Nachweis, daß überhaupt Blut in derartigen Beweismaterial gefunden wird, ist durch die Teichmannsche Hämprobe möglich. Hierunter ist das Verfahren zu verstehen, welches auch aus höchst unbedeutenden Flecken usw. immer noch die sogenannten Häminkristalle gewinnen läßt. Unter dem Mikroskop beweisen diese merkwürdigen Kriställchen von bräunlicher Färbung jedoch, daß der verdächtige Fleck trotz seiner Winzigkeit nur von Blut her rühren kann.

Bei den Blutuntersuchungen spielt auch die Lichtbrechung mit Hilfe eines Prismas eine große Rolle. Das mit der Lichtbahn eines Prismas beleuchtete Blut liefert bestimmte Bänder im Spektrum. Aus diesen Bändern kann man unter anderem die Anwesenheit von Sauerstoff und Kohlenoxyd nachweisen. Das führt wieder zu der Feststellung, ob eine Leiche, die in einem niedergebrannten Hause gefunden wurde, schon als solche bei Ausbruch des Feuers vorhanden war. Viele Mörder pflegen be-

kanntlich nach vollbrachter Tat das Gebäude anzuzünden, um so die Spuren zu verwischen. War aber der in solchem Hause aufgefundene Tote bei Ausbruch des Brandes noch lebendig, so müssen sich bei der Blutuntersuchung durch das Spektrum die charakteristischen Linien des Kohlenoxyds zeigen, da er ja dieses beim Brande entstehende Gas bis zur Beläunung eingeatmet haben muß. Zeigt sich nun im Spektrum kein Kohlenoxyd, wohl aber Sauerstoff, so ist das der sicherste Beweis dafür, daß der aufgefundene Mensch vor dem Brande bereits tot, also in diesem Falle umgebracht worden war. Diese Untersuchung wird übrigens noch durch eine solche der Zunge ergänzt. In diesem Atmungsorgan müssen sich nämlich Nusssteine finden, wenn der Mensch im brennenden Hause gelebt hat. Es zeigt sich also, daß eine der bequemsten Ausreden der Verbrecher in all den Fällen schnell auf ihre Richtigkeit hin geprüft werden kann, in denen es gelang, die Leiche vor der Vernichtung im brennenden Hause zu bewahren.

Ist überhaupt Blut festgestellt und handelt es sich nur noch um die Frage: ob Menschen- oder Tierblut, so gibt uns die Serummethode, eine physiologische Reaktion, die besonders durch Uhlenhuth ausgearbeitet wurde, den gewünschten Anhalt. Um das hierfür nötige Serum zu gewinnen, werden Tiere (besonders Kaninchen) mit Blut, das ihnen in die Bauchhöhle eingespritzt wird, wiederholt geimpft. Ist ein so behandeltes Tier zur Serumgewinnung reif gemacht, so wird es chloroformiert und ihm das Blut abgezapft. Der Tod tritt dabei infolge Blutung ein. Um ein Serum zu gewinnen, das in der gewünschten Weise bei der Untersuchung von Menschenblut reagiert, muß man dem Versuchstier gesundes Menschenblut einimpfen. Dies ist natürlich nicht leicht zu beschaffen, da es vom lebenden Menschen genommen werden muß, weil Leichenblut zu schnell in Fäulnis übergeht. Die Wissenschaftler waren daher meist genötigt, sich selbst etwas Blut abzapfen. Dieses geschieht jetzt aber mit einem Vakuumapparat so schnell und so wenig schmerzhaft, daß sich immer leicht Personen finden, die an sich im Interesse der Wissenschaft derartig kleine und auch durchaus ungefährliche Blutabzapfungen vornehmen lassen. Das vom fertigen Versuchstier gewonnene Blut muß so behandelt werden, daß es durchaus keimfrei bleibt. Daher müssen alle Gefäße und Apparate, die mit dem Blute in Berührung kommen, absolut steril sein. Von dem Blute scheidet sich das Blutwasser ab. Dieses wird dann noch mit Hilfe einer kleinen Zentrifuge oder unter Anwendung eines besonderen Filters gereinigt. Das Serum liefert nun, behandelt man damit ausgetragene Blutspuren, ganz bestimmte Reaktionen, die den gewünschten Aufschluß über die Herkunft des zu untersuchenden Blutes geben.

Der Depp.

Erzählung von Clara Viebig.

Sie wohnten abseits. In der Behausung, die kein Haus war, aber auch keine Hütte, nicht einmal ein Stall, nur eine Höhle, lebten die zwei ganz für sich allein. Man war mit Wohnungen wahrlich nicht verwöhnt in dem Dorf, das hinter die schwarze Lay sich duckt; aber so, wie Schließ-Drück, die ihre Füße schleifte, als wären sie lahm, mit ihrem Bruder, dem Depp wohnte, hätte doch kein anderer hausen mögen. Es war dunkel in dem Loch; nur ganz wenig Licht fiel durch das spinnenverwebte Fensterchen und durch die Spalten der Tür. Und man hatte doch draußen die Sonne, die wie ein riesiges goldenes Auge den blanken Rücken des Hochlandes beschaute und selbst die

Lay, die wie ein dunkles Ungetüm am Rand des Plateaus kauert, freundlich erhellte.

Alle Finsternis hatte sich im Winkel der Geschwister verkrochen. Und sie selber waren wie finstere Schatten, ganz schwarz von starrendem Schmutz. Es mochte lange her sein, daß sie sich gewaschen hatten; vielleicht nicht ganz so lange, wie die behaupteten, die da sagten, seit die Marijesupfrau* sie in den Waschnapf getunkt, sei ihnen kein Wasser mehr an den Leib gekommen, aber jedenfalls doch so lange nicht, daß ein Dunst von ihnen ausging wie von einem luftlosen Ziegenstall.

— die Schowane.

Sie hatten ihre eigene Sprache, von der kein anderer Mensch etwas verstand; die halben Worte ließen sie fort, es war ein Gestammel. Aber Schließ-Drück war doch nicht ganz so dünn; als die geboren wurde, waren die Eltern noch nicht völlig verkommen gewesen, waren noch als Kesselflicker mhergezogen und hatten wenigstens etwas verdient. Beim Depp aber hatte es schon zu nichts mehr gereicht, nicht zu dem Leib, und auch nicht mehr zu dem Geist.

Er war blöde, ein Simpel; darum hieß er der Depp. Mit vorgestreckten Knien, die platten Füße einwärts gesetzt, schob er langsam voran. Die haarigen Arme mit den haarigen Tagen baumelten überlang, die tieflichen Augen ver-

schwanden fast unter der niedrigen, von struppigem Haar überbuschten Stirn, die Backenknochen sprangen weit vor, der Stopp sah in Birnenform zwischen die Schultern geduckt.

Aber Kraft hatte er. Wenn man ein Fuder nicht von der Stelle brachte, der Karren sich so festgefahren hatte, daß kein Fluchen, kein Schulterdagegenstemmen, kein Weitschen aufs Gespann ihn bewegen konnte, dann holte man sich den Depp herbei. Für einen Pfennig ließ der sich vorspannen — ein Hund, der Karren schaukelte — noch ein Hund, und der Karren rollte schon; versprach man ihm noch einen Schnaps dazu, so zog er's Fuder mit bis nach Hause. Wenn man ihn dann lobte, grinst er, gab man ihm aber den versprochenen Schnaps nicht, so duckte er den Stopp noch tiefer zwischen die Schultern und trotzte stillschweigend ab.

Schließ-Drück war hartnäckiger. Wenn die Herren und Damen unten aus Bad Vertriech zur schönen Aussicht der Lay heraufstiegen, fanden sie gewiß an jener Stelle, wo die Fahrstraße, die in breiten Stufen zum Plateau hinaufführt, sich mit den schmalen Fuhrpfädchen schneidet, das steiler und schneller die Kraterkluppe erklimmt, jedesmal die Weibsperson sitzen. Mit Augen, deren Lider rot waren wie rohes Fleisch, und die im Sonnenlicht trüben, hockte sie da im Weg. Und sie gaben, von Efel gepackt, und nur um den wimmernden Ton nicht zu hören, den die Welterin ausließ. Das Wimmern nahm sonst kein Ende. Das folgte sonst nach bis auf die Höhe; die Stille der Einsamkeit trug es weit, das Echo der schwarzen Wand vermehrte es noch. Die Aussicht wurde einem dadurch verleidet. Und die war doch so schön!

Zunächst im Rücken der Lay das kleine Dorf, dahinter aber die einsame Weite des großen Plateaus, der Acker und Ackerchen, ein stilles Meer, überschäumt von aufschwellenden Kluppen wie von aufwallenden Wogen. Und hinter dem Wellenspiel fernes Tiefland, geahnte Täler jener Ströme, die das Hochland umfassen, es gleichsam hochheben mit ihren Armen, daß es über ihnen schwebt in leichterer Luft, eine grünende Wölbung unterm Mund des Himmels, die Sonne am frühesten empfängt und am längsten behält. Ein Land, über dem nachts die Sterne stehen wie nahe Lichter, leuchtender und größer, scheinbar zum Greifen nah den stehenden Händen.

Oben auf der Bank der kleinen Schutzhütte ließ sich's gut träumen. Da träumte man sich zurück in eine Zeit, da noch nichts war von den Aekern und Ackerchen hier oben und dem Grün der Fruchtbarkeit, als jene aufgewallten Kluppen alle donnerten, rauchten und lohten, und in der schönen Kunde des Tals, durch die man heraufgestiegen war an der perlenden Neß entlang, vorbei an saftigen Buchenwäldern, die Lava sich wälzte, das Becken füllend mit ihrem Schwalf. Als die Sonne am Himmel verdunkelt war, und nur die Krater brennendes Licht spieen. Ein Gefühl des Grauens empfand man doch; noch stieß der Fuß ja an Kraterwände, noch wühlte der Stock in der pulbrigen Asche, noch sah man auf Brocken von Lavagestein. Gottlob, daß jetzt alles ein Märchen war, daß man die Sonne sah und süße Luft atmete von Lupinen und Korn!

Auch der Hartherzige gab auf dem Mückweg dem Bettelweib — die Welt war so schön! das Wimmern flöhte jetzt doppeltes Mitleid ein. Schließ-Drück sammelte Groschen.

Der Depp mußte oft lange warten, bis die Schwester heimkam, denn die setzte ihr Wimmern in Schnaps um. Sie trank, bis sie voll war, bis man sie hinaussetzte aus der Wirtshausstür, dann schleifte sie ihre Füße einem Winkel zu, fiel hin, wo es war, und schlief ihren Rausch aus. Aber so lange sie auch ausblieb, der Depp aß derweil nichts, er wartete; wie ein Tier, das

gewohnt ist, nur von einer Hand sein Futter zu nehmen.

Einjt mußte der Depp drei Tage warten. Er verkroch sich in seine Höhle, da krümmte er sich ganz zusammen vor Hunger; es lag noch Brot auf dem Schemel, es war auch noch Zichorienbrühe im Topf — er nahm nichts davon. Mit List mußten sie ihn aus der Höhle locken, ihm zu essen geben mit Gewalt, denn Schließ-Drück konnte nicht mehr füttern.

Die hatte wieder einmal tüchtig gemurmert gehabt, und als sie dann tüchtig getrunken hatte, hatte sie ihre Füße davongeschleift. Es brannten draußen die nächtlichen Lichten, die großen Sterne strahlten voll Glanz, sie hätte gern gesehen können, um heinzufinden.

Am Weg, der, unter der Lay, an die Neß zur Mühle hinabführt, steht des Neß-Müllers Backofen. Ein großer Backofen, in dem für viel Platz ist. Mund ist er wie ein Wienenkorb und sauber getüncht; fast sieht er aus wie ein Heiligenhäuschen. Wenn der Neß-Müller seine Brote gebacken hatte, schob die Müllerin jetzt zur Herbstzeit eine Herde voll Äpfel und Birnenschnitz nach; die waren über Nacht dann fertig gedörrt, denn der Ofen, hatte man ihn gehörig gelachelt gehabt und stopfte nur wenig Meißig nach, hielt die Hitze an bis zum nächsten Morgen.

Ob Schließ-Drück warm hatte liegen wollen wie in einem Kämmerchen? Als die Müllerin anderen Tages kam, ihre Hühner zu holen, lag sie einen gelenden Zehrer und fiel fast zur Erde vor Zehreden — da lag noch eine Hugel oben auf. Schließ-Drück war tot.

Was sollte man nun mit dem Depp beginnen? Ihn sich allein zu überlassen, das ging doch nicht an; der wußte ja nicht, was mit sich selber anfangen, nicht einmal essen tat er von allein. Man mußte ihn zu allem antreiben, wie man das Vieh antreibt mit Weitschentknall. Sie entsetzten sich über ihn; nicht einmal bei der Leiche der Schwester zeigte er ein Gefühl. Er lag sie nur dümm an, baummelte mit den Armen, und dann drehte er gleichgültig den Stopp weg.

Man war im Dorf froh, daß der Neß-Müller sich anbot, ihn als Knecht zu nehmen. Lohn würde er dem Depp freilich nicht zahlen, aber Essen und Kleidung sollte der bekommen und eine Schlafstelle im Stall. Der Neß-Müller fühlte sich ein wenig verpflichtet; in seinem Backofen war das Weib gebraten worden; was sie hilflos zurückließ, dafür kam er nun auf. Und er sagte sich auch, der Depp war zu gebrauchen; in der Mühle waren Säcke zu schleppen, viel schwere Säcke von zwei Zentner Gewicht, der Depp trug sie wie nichts.

Darum ging der Neß-Müller am Tage nach der Beerdigung der Schwester hinaus, sich den Bruder zu holen. Der wollte nicht mitgehen; in seine Höhle lief er zurück und duckte sich da in den Winkel. Der Müller lockte ihn mit freundlichen Worten und dann mit Brot. Es gelang ihm nicht.

Endlich nahm ein menschenfreundlicher Selter eine lange Stange, stöckerte damit zur offenen Hüttentür hinein und machte: „Kfz, kfz!“

Da fuhr der Depp aus seinem Winkel hervor und stürzte an die freie Luft. Der Müller legte die Hand auf ihn. Und weil er nicht von selber ging, sondern die Beine stemmte wie ein störrisches Kalb, nahmen sie ihn an einen ledernen Hosengurt. Da ging er. Und der Müller zog ihn hinter sich her zu der Neß-Mühle.

Es war ein großes Hallo, als sie kamen. Die Müllerin hatte ein bißchen Angst vor dem stummen Depp, der mit langhängenden Armen stand und vor sich hinstarrte. Die Kinder lachten ihn aus, zupften ihn hier, zupften ihn da, aber als er nun die breiten Zähne im Maule stielte, sie anjina zu haichen, mit ihnen spielen

wollte, ergriff auch sie eine Angst, sie erhoben ein Geschrei und liefen davon.

Aber die Angst verloren sie bald. Der Depp tat ihnen ja nichts. Wer in seinem Gesicht sich ausgemerkt hätte, würde vielmehr auf diesem Angst gesehen haben, ein schenes Zusammenzucken, sowie er die Ruben nur von weitem hörte. Mit wildem Geschrei stürzten sie auf ihn los; sie hielten sich als Schild einen alten Fackboden vor, stachen auf das Ungetüm ein mit Wohnenstangen. Und er ließ sich umrennen, wand sich am Boden wie ein hilfloser Wurm, daß die jubelnden Zieger ihm den Fuß auf den Nacken setzen konnten. Die junge Brut stöberte ihn überall an, im Stall, auf dem Heuboden, hinter dem Mahlkasten, im tiefsten Keller, zwischen den Kornfäden, bei der Zandgarube und im Schweinefoden; es war kein Winkel verborgen genug. Und der Jüngste des Müllers lernte das Weiten früh; er ritt jeden Feierabend den Depp: „Trab, Schimmel, trab! He, holt! Hü, Schimmel, hü!“

Der Depp war der einzige Knecht in der Mühle. Der Müller brauchte jetzt seinen zweiten mehr, der Zimpe konnte arbeiten — wofür war er denn stark? — nur das Denken mußte man für ihn besorgen. Und das tat am besten die Besa; die verstand auch kein Sprechen, sein abgerissenes Herausstoßen von Silben ganz gut.

Die Besa war des Müllers Aelteste. Als der Depp in die Mühle gekommen war, ging sie noch in die Saute, jetzt trug sie den Kof lang und die Köpfe am Hinterkopf um den Pfeil gefühlungen, wie es die ledigen Jungfrauen tun. Sie war voll in der Brust und stark in den Hüften; aber sie war doch noch ein Kind, sie lief oft zu dem Depp in den Stall und brachte ihm was nach Feierabend: ein Stück vom geräucher-ten Speck, oder den startoffelischen, den sie der Mutter aus der Pfanne hibist hatte, so warm, daß sie ihn kaum recht in der Hand halten konnte.

Der Depp lag auf seiner Laubschütte, es war finster im Stall, sie fand nicht gleich hin zu ihm; mit ausgestrecktem Arm mußte sie tasten, bis sie auf ihn stieß. Dann lachte sie, und er lachte auch — ein Grunzen, das war sein Lachen. Zur Dunkelheit hörte sie seinem Schnozen zu, blieb bei ihm stehen, bis das Schnozen verstummte und ein Brummen laut wurde — das war sein Donk. Dann tastete sie sich wieder zurück durch die schwarze Nacht; hätte sie eine Laterne mitgenommen, die Brüder hätten sie zu sehr veripottet, der Vater es ihr wohl verboten gar: was brauchte der Depp solche Lederbissen!

Es war heuer der erste echte Frühlingstag. Es hatte lange gewintert, und wenn einmal am Mittag die Sonne lenzwarm geschienen hatte, die Anemonen, die Himmelschüssel hervorgeleckt und das blaue Auge des Zimmergrün aufgeschlossen, blies am Abend gewiß schon wieder kältender Wind und trieb Schneegewölk dunkel zusammen. Weiß lagen wieder die Flocken auf der Kuppe der schwarzen Lay; an der steilen Wand vermochten sie nicht zu haften, aber unten im runden Kessel, darin des Müllers Aker lag, weilten sie lange. Noch Anfang Mai hatte man nicht die Startoffeln legen können in bereifter Scholle.

Aber heut zog die Besa aus und der Knecht; sie ging voran, der Depp karrte die Schublarre hinter ihr drein mit den Saatkartoffeln. Sie waren es schon gewohnt, miteinander zu schaffen, letzten Herbst hatten sie die Startoffeln auch ausgemacht und die Kunkeln zum Futter; die Besa kommandierte, der Depp gehorchte ihr aufs Wort.

Von der Mühle hatten sie erst Chaussee hinauf, dann lag der Aker weit oben rechts, abseits der Fahrstraße, gerade unter der Wand der schwarzen Lay.

(Fortsetzung folgt)

Winterbild. Noch immer herrscht der Frost. Die Äcker flammen auf. In der Stadt ist es lebendig. Die großen Hotels zeigen festliches Gepräge. Man feiert sicher ein patriotisches Fest. Ich sehe befrachtete, ordnungsgemäße Herren kommen und gehen, ich höre Hurra rufen. „Hurra!“ Und: „Hoch! Und dreimal Hoch!“ Ein warmer Brodem bringt aus der geöffneten Tür. Ein Duft, wilzig, beläuhend. Nicht es nach Spargelkurve, Wraton, Modturtle? Ach Gott, wer kennt alle die leckeren Gerichte?

Da schleicht ein Weib über den Fahrdamm. Sager. Anochig. Gleich. Sie verschwindet im Hotel.

„Abfälle?“
 „Heute? Neht? Frau, sind Sie bei Sinnen?“
 „Blag! Blag! Künster Gang!“ brüllt der Oberkellner hinunter zur Küche.

Das Weib schiebt ab. Hunger und Haß im brennenden Auge. Daheim schreien die Kinder nach Brot. Vergebens sucht der Vater nach Arbeit. Sie wandt. An der Straßenecke muß sie sich an die Mauer lehnen, um nicht umzukipfen.

Eine Droschke fährt vorüber. Aus dem Hotel bringt man den Herrn Regierungsrat. Er wandt, hustet, stöhnt — aber nicht vor Hunger... a. m.

Kälte und Schnee in alter Zeit. Wie kalt es im Winter jeweils wird, kann man unzweifelhaft natürlich erst feststellen, seitdem es einheitliche Thermometer gibt. Für frühere Zeiten ist man auf die Berichte über allerlei Erscheinungen angewiesen, die der Frost zeitigte. Ein paar Beispiele, die in einem Werke des 17. Jahrhunderts mitgeteilt werden, zeigen uns drastisch, daß unsere Vorfahren ganz andere Begriffe von kalt und warm hatten als wir; daß sie — mit einem Worte — viel abnehmteter waren. Denn sonst würden nicht Vorkommnisse als außergewöhnlich angesehen worden sein, die heute sehr häufig sind. So heißt es z. B.: „Als Herzog Carl von Burgund Anno 1468 die Stadt Lüttich zerstört, ist er hernach vor Brandmont gezogen, als damals eine ungewöhnliche große Kälte gewesen, in welcher einem vom Adel ein Fuß, und einem Edelknaben zweien Finger, abgefroren; auch eine Kindbetlerin mit ihrem neugeborenen Kindelein, von der Kälte erdötet.“ Noch viel bezeichnender ist folgende Meldung: „Im königlichen Lusthauß Barbo, 2 Meilen von Madrid, in Spanien gelegen, ist zu sehen, ein Kunststück (Kunstwerk, Gemälde), den Winter bedeutend, darinn Steyer Carl der Fünffte gejagt, der so kalt gewesen, daß sich die Hände bey dem Feuer wärmen.“ Als weitere Beispiele werden dann noch aufgeführt: „Als des Jahres 1482 die Stadt Horn in Holland, von den Desterreichlichen erobert worden; im Hornung (Februar), war ein naß und windig Wetter, und sagt man, es seye dasselbige Jahr ein fast (= sehr) heftiger Winter gewesen, also, daß die Kinder hin und wieder, in den Wiegen, vor Kälte erstarret seyn...“ Als die Steyerischen des Jahres 1543 unter Graf

Wichelmen von Fürstenberg, die Stadt Luxemburg belagert, war eine solche große Kälte, daß man den Wein zerhacken, und den Soldaten aufschwären mußten... Um die Stadt Montpellier, in Frankreich, ist eine große Hitze, daß man vor dem Fenner wenig kalt Wetter spürt. Und gleichwol, als Ludwig der XIII. im Jahr 1632 den 24. Septembris alten Cal. — nach dem alten Kalender, also nach unserer Zeitrechnung am 6. Oktober — zu gedachtem Montpellier aufgebrochen, ist ein solch un-



Leopold Piepmann

ist dieser Tage nach langen und schweren Leiden der Zuckerkrankheit erlegen. Einer der tätigsten und organisatorisch begabtesten Parteigenossen ist mit ihm dahingegangen. Schon in jungen Jahren trat er für die Interessen seiner Berufsgenossen — Piepmann war Kaufmann — ein und war einer der Mitbegründer des auf sozialdemokratischem Boden stehenden Handlungsgehilfenverbandes. In der politischen Bewegung betätigte er so ziemlich alle Ämter, die die Partei zu vergeben hat. Als im Jahre 1905 die Bezirksorganisation Groß-Berlin ins Leben gerufen wurde, übertrug man dem Verstorbenen das Amt eines Sekretärs; der Leipziger Parteitag wählte ihn als Vizepräsident in den Parteivorstand. Piepmann ist 56 Jahre alt geworden.

gestilltes Wetter, und Kälte, eingefallen, daß 16 Soldaten von der königlichen Gut und Leib-Regiment, samt acht Schweizerischen Hellepartierern, und mehr als 30 zu den Plunderwägen (Bagage) verordneten Knechten, selbigen Tags erfroren seyn.“ Auch diese Zahlen erscheinen uns neben denen aus modernen Kriegen nur gering und beweisen eben, daß sie den

Zeitgenossen auffielen, daß die Widerstandskraft größer war. „Vorher, im Jahr 1622 war auch eine solche grimmige Kälte in Frankreich, daß, als die königliche (die königlichen Truppen) Regrepelisse und Burniquel, nahend Montauban gelegen, angriffen wollten, viel Soldaten auf dem Weg erstarret seyn...“ Sonderlich war des Jahres 1610 eine solche Kälte, daß auf der Reise des gedachten König Ludwigs, von Bordeaux nach Tours, Meuter und Gutscher, von den Pferden todt herunder gefallen, und so viel Diener, und Lackeyen der Fürsten, und anderer großen Herren, umkommen seyn, daß sie zu Tours wieder andere aufnehmen und eine neue familia (Gefolge) anrichten mußten. Vor der königlichen Leibshut, so in 8000 Personen bestanden, ist mehr als der dritte Theil, durch Kälte und hitzige Fieber, darauß gangen.“

Leichter ist es natürlich, die absolute Stärke des Schneefalles in früheren Wintern festzustellen. „Im Jahr 1128 hat es, des Mittwoch in den Pfingsten, stark geschnehet, und war der ander Schnee, der (d. h. es war schon das zweite Mal, daß Schnee) zu Kenner Luthers Zeiten in den Pfingsten gefallen ist.“ Kenner Luthers ist Lothar II., der von 1065 bis 1137 lebte. „Im Jahr 1334 den 28. Aprilen, ist ein großer Schnee in Polen gefallen, welcher, als er fünf Tage gewehret, wider jedermännlichs Erwartung, eine sonderliche Fruchtbarkeit den Aekern gebracht hat. Gleich wie auch des Jahres 1353 gegen dem Ende des Mayen, gebling (jähling) ein scharffe Kälte entflanden, und ein Schnee 2 Ellen hoch gefallen, so biß auff den sechsten Tag gewehret; als solcher zergangen, und jederman vermeynt, daß das Getraid, so bey dem warmen Merzen, April, und über halben Mayen, gar hoch kommen, verderbt worden were, so ist ein solcher Konserfluß der Früchten, wider die Hoffnung, als sonst kaum jemals, gewesen...“ Des Jahres 1442 fielen, nacheinander auf die 36 Schnee in Schwaben; also, daß man weder zu Fuß, noch zu Pferde, noch zu Wagen, weil der Schnee rührig war, und es kein harte Bahn gab, reisen kunte... Wann die Schneehäufen (Lawinen) gehen, ist es gefährlich zu reisen; die auch sonst oftmals Schaden thun. Anno 1637 den 6. Merzen, machten die Sturmwind, in S. Joachims Thal, am Kolberg, hinder dem Bechenhauß, eine Schneewellen ledig, die walzete auff's Bechenhauß zu (in welchem eine Wittfrau, mit 6 kleinen Kindern war) überschlug dasselbe, daß under dem Schnee hernach 3 Kinder todt herfür gezogen; die andern aber, wiewol klümmerlich, bey Leben sind erhalten worden.“ Natürlich waren derartige Unfälle keine so große Seltenheit, wie ihre Registrierung glauben machen könnte, aber der Mangel an Verkehr und Publizität hinderte meist ihr weiteres Bekanntwerden. Heute findet man zu Zeiten abnormer Witterung in einer einzigen Zeitungszunummer mehr Nachrichten, als aus manchem ganzen Jahrhundert überliefert worden sind. r. f.



Ausübung des Stuchwahrtresultates im Kreise Potsdam-Sthavelland.